

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 12

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn Johannes

Roman von Rösy von Känel

1. Fortsetzung

Es schlug die zweite Morgenstunde, als sich Hermann Keller endlich zu kurzem Schläfe niederlegte. Das Dokument seiner Anklage, seiner Not und seiner Angst lag unterzeichnet und datiert auf seinem Schreibtisch.

Es war der 23. Oktober 1917.

*

Ein herrlicher Herbstsonntag stieg herauf. Rasch war die dünne Nebelschicht über Stadt und See vom Winde verweht und ein klarblauer Himmel spannte sich leuchtend und weit.

Hermann Keller war heute einer der letzten, die der Kirche zustrebten, wo er sich nachher mit Christine treffen wollte. Sie sass schon in ihrer Bank. Da er nahe ihrer Reihe zu sitzen kam, hatte er Musse, sich in ihren Anblick zu vertiefen. Es gewährte ihm immer neue Freude, den rasch wechselnden Ausdruck ihres Gesichtes zu beobachten, wie es gleichsam zum Spiegel allen inneren und äusseren Geschehens wurde. Das Gesicht schmal, die Augen hell, besinnlich der Mund, energisch das Kinn: sie würde stets durchsetzen, was sie sich vorgenommen hatte. Der blonde Scheitel, die weichen Wangen- und Augenpartien aber versprachen wieder echte Duldsamkeit und Hingabe. Also alles in allem eine Mischung, die einen Mann wohl erfreuen konnte.

Hermann Keller zwang sich von seiner Braut hinweg nach der Kanzel zu schauen. Es dünkte ihn plötzlich ein Verstoss gegen Gesetz und Sitte, während der Predigt andere – wenn auch lieblichere Gedanken – zu hegen. Pfarrer Nil gab sich redlich Mühe, aber Hermann Keller wusste nicht, an wem von ihnen beiden es lag, dass die Worte von der Kanzel heute ohne Resonanz in seinem Herzen blieben.

Unterdessen hatte auch Christine den Bräutigam erspäht. Ihre Blicke streiften sein dunkles, welliges Haar, seine schöne Stirn. Aber – täuschte sie sich oder war es wirklich so, dass sie heute zum ersten Mal Schatten auf dieser Stirne fand? Bildete sie es sich nur ein, dass eine müde Linie sich von den Nasenflügeln zum Munde hinzog und die sonstige Ruhe und Sicherheit seines Wesens ein wenig störte?

Auf einmal erging es ihr, wie es vorhin ihm ergangen war: sie fand es beschämend, in der Kirche auf den Bräutigam statt auf den Pfarrer zu schauen. Und sie hielt den Kopf von nun an steif zur Kanzel gerichtet, in leisem Befremden

und Wundern, dass die Worte, die dort gesprochen wurden, trotzdem nicht in sie eingehen wollten.

„Fehlt dir etwas?“ fragte sie ihn draussen, als sie sich trafen.

„Nicht dass ich wüsste. Vielleicht bin ich ein wenig müde. Die vergangene Woche war streng, du weisst ja, dass ich zwei Kollegen zu ersetzen habe. Es sind also gegenwärtig lauter Staatskrüppel auf unserer Kanzlei.“

„Schäm' dich! Dein kleiner Brustfelldefekt war nötig, das Rathaus von Altenheim braucht dich.“

„Ich wäre lieber bei den andern – an der Grenze.“

„Habt ihr immer noch so viele Kriegstraunungen vorzunehmen?“ suchte sie



Märzlicht

Silbern tritt der junge Tag
aus den blauen Wäldern,
bleibt versonnen stehn im Hag
vor den weiten Feldern.

Sonne glänzt wie milchig Glas;
ihre blassen Strahlen
unter Bäumen auf dem Gras
Schattensterne malen.

Wintersaat, du siehst sie kaum,
hebt die feinen Spitzen,
und es liegt wie grüner Flaum
in den Ackerritzen.

Alles ist so klar und schlicht,
ohne Widerstreben,
einzig nur dem milden Licht
wartend hingegeben.

Aus „Gedichte“
von Hans Schütz



ihn abzulenken. „Ich muss oft heimlich lachen, wenn ich daran denke, wie doppelsinnig dieses Wort eigentlich ist. Es geht ja doch meistens darum, dem Kind, das im Anrücken ist, den Vater zu sichern.“

„Wenn es damit nur gemacht wäre. Gestern habe ich zwei zusammengegeben, denen man es eigentlich verbieten sollte. Der Frau schaut die Schwindsucht aus den Augen. Ein Kleines ist auch schon unterwegs. Und dazu gibt der Staat seinen Stempel – und Segen.“

„Hermann, diese Verbitterung! Seit wann? Bitte, wenn dich etwas drückt, so sag' es mir, sonst aber wollen wir uns doch nach all der schweren Wochenarbeit diesen herrlichen Sonntag nicht verderben lassen.“

Ihre Augen blitzten ihn an, ihr ganzes Persönchen – sie war einen Kopf kleiner als er – schien mit Energie geladen und zur Stunde nur von dem einen Vorsatz erfüllt, sich zu freuen.

Hermann Keller sah ein, dass er im Begriff war, ungerecht zu werden und ihr diese Freude zu trüben. Er zog ihren Arm durch den seinen und schritt mit ihr durch die sonntäglichen Strassen der Stadt.

„Wenn es der Haushaltslehrerin von Altenheim recht ist“, – versuchte er zu spassen – „so wandern wir jetzt in die Herbstpracht hinaus, speisen, wo es uns gefällt, sammeln goldenes Herbstlaub und eine schöne Erinnerung.“

„Es ist ihr angenehm“, lachte sie ihn an. „Und das goldene Herbstlaub wird gebügelt, damit ich es den ganzen Winter hindurch in meinem Zimmer stehen habe. Die schöne Erinnerung bleibt im Herzen verwahrt.“

Tüchtig schritten sie aus. In schönen Windungen führte der Weg allmählich zur Höhe hinauf, wo man einen herrlichen Rundblick genoss.

Vom See herauf blendete die Helle. Das sonnenbeschienene Wasser sprühte Feuerfarben in die Luft. Die Alpenkette leuchtete gleich einem Diadem von unaussprechlicher Schönheit in durchsichtiger Klarheit.

Kinder kamen singend aus dem Wald. Sie hatten Tannenzapfen und leere Eicheln gesammelt und machten sich nun daran, die Schätze ehrlich und redlich untereinander zu teilen.

„Das Leben ist herrlich“, sagte Christine und fügte wie entschuldigend hinzu, „auch dieser Krieg wird einmal zu Ende sein.“

Da schaute Hermann Keller plötzlich wieder Schatten. „Würdest du“, fragte er, „das Leben auch dann noch so herrlich finden, wenn wir beide – immer allein bleiben müssten?“

Sie sah ihn prüfend an. „Bist du auch sicher, dass bei dir keine Erkältung im Anrücken ist?“

Als sie aber seine Augen unentwegt in grossem Ernst auf sich gerichtet sah, fühlte sie sich doch zu einer Antwort gezwungen.

„Nun denn, wenn es dich beruhigt, ja, ich würde es trotzdem schön finden, weil ich gar nicht anders kann. Aber ich glaube nicht, dass wir beide allein bleiben werden. Ich will es nicht glauben. Und was du da sagst, soll nur eine Prüfung sein. Ich werde mich hüten, sie nicht zu bestehen!“

Sie lachte und hängte sich an seinen Arm: „Hunger habe ich, Hermi!“

Er schaute verliebt in ihr strahlendes Gesicht: „Gehen wir in den Wald hinein

zu dem versteckten kleinen Gasthof, Stineli. Dort kannst du von zwei Dingen wählen.“

„Grossartig! Ich wähle das erste. Und du?“

„Ich nehme das, was du übrig lässt.“

Er legte den Arm um ihre Schulter und so schritten sie in den Schatten der Bäume.

*

In den folgenden Wochen sah Hermann Keller alles, was sich bei ihm auf dem Zivilstandsamt zutrug, gleichsam mit neuen Augen. Er hörte genauer auf das, was die Leute sagten, um hinter prüfender in ihre Gesichter, um hinter der Schale nach dem Kern zu suchen — ob er wurmstichig oder gesund. Es konnte jetzt vorkommen, dass er sich beim Anblick eines Paares, das er zivilrechtlich zu trauen hatte, fragte, ob das, was er tat, zu verantworten sei?

Dass die wenigsten Ehen im Himmel geschlossen wurden, wusste er längst, doch über die Früchte aus den irdischen, oft allzu irdischen Ehegärten hatte er bisher kaum nachgedacht. Nun er aber seine derzeitigen und diesbezüglichen Studien darüber mit der eigenen Sorge und Not im Herzen besonders genau und eingehend betrieb, erschrak er über die Bilder, die sich ihm aufdrängten, und an denen er Jahr um Jahr blind vorübergegangen war.

Eines Morgens kam ein „alter Bekannter“. Hermann Keller wusste von ihm, dass er aus Gnade und Barmherzigkeit bei einem Apotheker Arbeit gefunden hatte. Er spülte Gläser und Flaschen, füllte Rizinusöl und Hustensirup ab, putzte das Laboratorium und machte kleine Besorgungen und Gänge. Balthasar — schon dieser Name war ein Unglück — Balthasar Stämpfli stand hart an der Grenze des Kretinismus und war auch sonst keine Zierde der Menschheit. Sein dickes, stets zerzaustes Haar, sein grosses Gesicht mit dem breiten Mund und den grossen Zähnen, den kleinen, in wulstigen Höhlen fast versteckten Augen, liessen irgendwie den Gedanken aufkommen, es sei ihm nicht zu trauen und eines Tages würde er unliebsam von sich reden machen.

Jetzt aber stand er mit Armen und Händen gestikulierend vor der Schranke, die den Zivilstandsbeamten von seinen Besuchern trennte, und meldete mit freudenschluchzender Stimme ein Mädchen an.

Hermann Keller holte die Akten des Balthasar Stämpfli hervor, er blätterte ziemlich lange darin, schüttelte dann den Kopf und schaute sich den Vater etwas näher an.

„Aber Stämpfli“, sagte er, „es ist das fünfte Kind, das Sie melden. Mit Ihrem kleinen Verdienst kommen Sie doch nicht zurecht.“

Da lachte Balthasar über das ganze grobe Gesicht und stotterte vergnüglich: „Ned-e-so schlimm — d' Stadt hilft.“

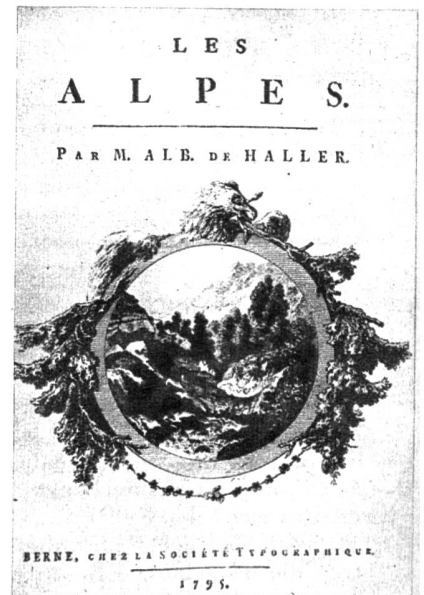
Schweizer Ärzte als Forscher, Entdecker

und Erfinder



Albrecht von Haller, 1708—1777

Hallers Schriften, in denen er eine Fülle eigener Beobachtungen und Entdeckungen mitteilt, und die Ansichten seiner Vorgänger einer kritischen Prüfung unterzieht, erstrecken sich auf die Gebiete der Anatomie, Physiologie und Botanik. Hallers Forschen ging von der Anatomie aus, die ebenso wie die Botanik seinem Bedürfnis nach nüchterner Betrachtung der Tatsachen entgegenkam. Von hier aus gelangte er zur Physiologie, der er sein



Sammelwerk, das erste Handbuch der Physiologie, widmete. Die Lehre von den Blutgefässen verdankt Haller die grösste Bereicherung. Weitere grössere Untersuchungen galten Fragen der Atmung. Seinen ersten grossen Ruhm aber erlangte Haller auf einem ganz anderen Gebiet, nämlich dem der Dichtung. Zu erwähnen ist vor allem das grosse beschreibende Gedicht «Die Alpen», in dem sich echtes Naturgefühl und scharfe Beobachtung mit einer von barockem Schwulst freien Sprache verbinden.

Jean-François Coindet, 1774—1834

Ein bleibendes und grosses Verdienst in der Medizin erwarb er sich durch die Einführung des Jods in den Heilmittelschatz. 1820 hielt er einen überzeugenden Vortrag über die «Entdeckung eines neuen Mittels gegen den Kropf». Auch bekundete er ein reges Interesse am Aufbau der kropfig veränderten Schilddrüse und gab eine eingehende Beschreibung des Zustandes der Jodtoxikation. Mit diesen Arbeiten gab Coindet nicht nur wertvolle Anregungen praktisch-klinischer Art, sondern verlieh der experimentellen Forschung einen mächtigen Auftrieb. Durch ihn wurde die Erforschung der Schilddrüse belebt, die dann im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts grundlegende Ergebnisse zeitigte.



Jean Louis Prévost d. Ae., 1790—1850

Mit seinem Freund, dem später berühmt gewordenen Chemiker Jean Bapt. A. Dumas erschloss er verschiedene neue Gebiete der Wissenschaft, indem er Erkenntnisse aus der Chemie und der Physik herbeizog. Für die Entwicklungsgeschichte, für die Lehre vom Stoffwechsel und für die Hämatologie hat Prévost Hervorragendes geleistet. Er und Dumas erbrachten an Gewebeschnitten zuerst den Beweis, dass die Spermatozoen aus dem Gewebe der männlichen Keimdrüse hervorgehen. Erst mit dieser Entdeckung hat die eigentliche Erforschung des Befruchtungsvorganges einsetzen können. Später gelang den beiden Forschern die bahnbrechende Neuentdeckung der schon von Swammerdam beobachteten Furchung des Froscheies, d.h. der Unterteilung des ursprünglich einheitlichen Eies in verschiedene Kügelchen. Von da an erst stützt sich die Entwicklungsgeschichte auf exakte Beobachtungen. Bedeutend sind dann auch Prévosts Untersuchungen über die Zusammensetzung des Blutes und der Bluttransfusion. Endlich rief Prévost eine Art Poliklinik ins Leben (unentgeltliche Behandlung Kranker), wohl die erste auf dem europäischen Kontinent.



„Um so eher ein Grund. Stämpfli, dass Ihre Frau keine weiteren Kinder mehr bekommt. Meinen Sie nicht auch?“

Balthasar lachte noch vergnüglicher. Seine Äuglein waren jetzt kaum mehr zu sehen. „Das goht ned guet, Herr, ned guet, — mer händ enand gar gärn!“

Das Lachen pflanzte sich fort und rüttelte an den gedrunghenen Leib, brachte die kurzen, krummen Beine zum Wackeln, so dass das ganze Männlein anzusehen war wie eine unheimliche Gnomenerscheinung aus der Walpurgisnacht.

„Wie heisst das Kind?“ fragte Keller betroffen und angewidert und zückte den Federhalter, um die Eintragung vorzunehmen.

Stämpfli brachte einen zerknitterten Zettel aus dem Hosensack, wahrscheinlich war es ihm zu zungenbrecherisch, den Namen auszusprechen.

„Beatrice“, las Keller. „Auch das noch“, brummte er, und trug die neugeborene Beatrice, eheliche Tochter des Handlangers Balthasar Stämpfli und dessen Ehefrau Ida, geborene Studer, ins Geburtsregister ein.

Diese Begegnung beschäftigte ihn noch lange. „D'Stadt hilft“ — und „Mer händ enand gar gärn“ — tönte ihm jedesmal in den Ohren, wenn ein Trinker, ein Arbeitsscheuer, irgendeine lose, fragwürdige Existenz Nachwuchs anmelden kam zum fünften, zum sechsten und zum siebenten Mal...

*

Unterdessen wartete Keller mit steigender Unruhe auf den Bescheid von Professor Reinhardt. Erst Ende der dritten Woche kam eine Karte, dass er kommenden Montag nachmittags vier Uhr zur Konsultation erwartet würde.

Er fragte sich, ob er Christine davon Kenntnis geben wollte, entschloss sich aber dann zum Abwarten. Waren seine Befürchtungen grundlos gewesen, so sollte sie von den trüben Erinnerungen aus seiner Jugendzeit verschont bleiben. Reichten aber die Schatten bis in die Gegenwart und darüber hinaus, dann mochte sie über beider Schicksal entscheiden.

Der Gedanke, dass er Christine verlieren könnte, trieb ihm das Blut zum Herzen. Er mochte sich sein Dasein nicht mehr ohne sie denken, die ihr Leben so tapfer und tüchtig lebte und mit ihrer angeborenen Mütterlichkeit, ihrem Humor und ihrer inneren Ausgeglichenheit eine vortreffliche Ehefrau zu werden versprach. Sie würde ein Zusammenleben nicht mit unnötigen Problemen komplizieren. Sie verstand es, sich anzupassen, sie blieb bescheiden und blieb sich immer gleich. Diese Eigenschaften waren es, die ihn, den bald Vierzigjährigen, noch bewegen hatten, eine Ehe einzugehen. Neben Christine würde sein Leben in derselben steten, ruhigen Bahn weitergehen wie bis jetzt, nur dass er

den Vorteil weiblicher Liebe und Fürsorge dazu genoss.

So sah er dem Montag mit Bangen und Pein entgegen. Das Fragezeichen an seinem Lebensweg, das plötzlich riesengross und drohend aufgetaucht war, hemmte seinen Schritt.

Herrmann Keller war es noch immer zuwider gewesen, beim Arzt sitzen zu müssen, selbst dann, wenn dieser Arzt sein Freund war. Doch was er diesmal im Sprechzimmer von Professor Reinhardt empfand, das war weit schlimmer als starker körperlicher Schmerz. Er litt grausam. Erschämte sich, das Urteil über seinen Vater entgegennehmen zu müssen.

Professor Reinhardt, hager, gross, mit glattem, scharfgeschnittenen Gesicht, klugen hellen Augen, er kannte solche Situationen und suchte sie auf die geradeste und einfachste Art zu meistern.

Er sass jetzt seinem Besucher am Schreibtisch gegenüber, hielt die Aktenblätter, darauf Keller die Krankheitsgeschichte seines Vaters geschrieben, in der Hand und legte dann langsam Blatt für Blatt vor sich hin:

„Ich habe also Ihre Ausführungen über den Zustand Ihres Vaters, wie Sie ihn noch in Erinnerung hatten, studiert. Und nun müssen Sie mich entschuldigen, wenn ich es in meinen Aufklärungen und Ergänzungen nicht ganz vermeiden kann, Fremdwörter zu gebrauchen. Da Sie jedoch Zivilstandsbeamter sind von Beruf und sich bereits intensiv mit der Sache hier beschäftigt haben, wird es Ihnen kaum schwer fallen, mich zu verstehen. Ich werde mich so einfach und deutlich wie möglich auszudrücken suchen. Und nun also zu Ihrem Vater:

Da steht vor allem einmal fest, was Sie auch selber wissen, dass bei ihm ausgesprochener Alkoholismus vorgelegen hat. Ich als Arzt aber durfte mich nach dem Lesen Ihrer Aufzeichnungen mit dieser Feststellung allein nicht zufrieden geben. Leider fehlte mir die Möglichkeit, den Patienten zu untersuchen, und so war ich denn auf jene Ärzte angewiesen, die Ihren Vater gekannt und behandelt haben. Das heisst, ich konnte nur noch den einen persönlich erreichen, der andere ist verstorben. Beider Aufzeichnungen und Notizen über den körperlichen wie geistigen Befund decken sich jedoch vollkommen. Sie decken sich auch mit meinen eigenen Schlüssen, die ich aus Ihrer ausführlichen Niederschrift gezogen habe, so dass es mir nun möglich ist, Ihnen folgendes über die Krankheit und den Zustand Ihres Vaters zu sagen.“

Professor Reinhardt machte eine kurze Pause und suchte sich ein paar Blätter aus dem kleinen Stoss. Dann sprach er ruhig, doch mit eindrücklicher Betonung weiter:

„Der vorhandene Alkoholismus kann sich mit jeder anderen Krankheit verbinden, so dass dann sehr oft eine von beiden übersehen wird. Sie zum Beispiel

sahen nur den Alkoholismus. Bei Ihrem Vater verband er sich mit einer ganz bestimmten Form von Geisteskrankheit: Wir Ärzte nennen sie Schizophrenie. Schizophrenie bedeutet eine charakteristische Veränderung im Gemüt, eine eigenartige Denkstörung, eine Verwirrtheit, ohne dass das Bewusstsein getrübt ist, eine sogenannte Spaltung des Bewusstseins, sowie Störungen des Willens und des Handelns. Den Ausgang des Leidens bildet in der Regel ein Zerfall der Persönlichkeit.

Die paranoide Form der Schizophrenie, die sich im Krankheitsbild Ihres Vaters deutlich abhebt, — es gibt verschiedene Formen dieser Krankheit — kennzeichnet sich durch Wahnvorstellungen, Sinnestäuschungen und Verfolgungsideen.“

Professor Reinhardt zeigte auf ein bestimmtes Blatt: „Hier zum Beispiel schildern Sie den Eifersuchtswahn des Kranken. Dieser Wahn ging so weit, dass der Mann Frau und Kinder, ganz besonders aber die Frau, misshandelte, und dass die Familie Schutz in der kleinen Scheune hinter dem Hause suchen musste. Die Spaltung des Bewusstseins, auch Spaltungsirresein genannt, machte es durchaus möglich, dass er einerseits seine Frau zutode quälte, andererseits über ihre Krankheit vergiessen konnte. Seine Linke wusste also nicht, was seine Rechte tat. Mit andern Worten: Das gleichzeitige Lachen und Weinen ist eine Teilerscheinung der schizophrenen Ambivalenz. Und das bedeutet nun wieder: Gleichzeitiges Bestehen entgegengesetzter Strebungen im Fühlen, Denken oder Wollen. Können Sie mir folgen, Herr Keller?“

(Fortsetzung folgt)



Oben: Prof. Laur in seinem Heim in Effingen. Eine Ecke mit der Toggengauer Bauernorgel. Seine Enkelin spielt. Prof. Laur ist ihm bei Erfüllung seiner Aufgabe immer tapfer zur Seite gestanden



Links: Prof. Laur als Landwirtschaftsschüler

Rechts: Im Büro in Brugg um die Jahrhundertwende als Bauernsekretär



Zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. E. Laur

Es ist unmöglich, die so fruchtbare Tätigkeit von Prof. Dr. Laur, die 1897 mit der Gründung des Schweiz. Bauernverbandes in verstärktem Mass eingesetzt hat, in wenigen Sätzen zusammenzufassen. Bei seinem Rücktritt als Bauernsekretär im Jahre 1939 hat Dr. F. Porchet, Präsident des Schweizerischen Bauernverbandes, in einer Ansprache versucht, wenigstens die leitenden Grundsätze und die Arbeitsweise herauszuschälen, aus denen heraus sich der so hervorragende Erfolg von Prof. Laur erklären lässt.

Das ganze Werk fusst auf dem einen Gedanken, die Schweizer Bauern in einer Vereinigung zusammenzufassen, deren Zweck sich ohne weiteres aus dem Namen ergibt: Schweizerischer Bauernverband. Dr. Laur hat immer und immer wieder mit Erfolg darauf hingearbeitet, diese Einigung zu erhalten. Die Gründung des Bauernverbandes 1897 war eigentlich eine Folge der landwirtschaftlichen Krise, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts in der Schweiz herrschte. Diese Krise hatte ihren Ursprung nicht in vorüber-

gehenden Ursachen, sondern in der Entwicklung der Weltwirtschaft. Die Verbesserung des internationalen Transportwesens und die Ausdehnung, welche die koloniale Landwirtschaft dadurch erfuhr, änderten die Marktverhältnisse für landwirtschaftliche Produkte von Grund aus. Dr. Laur stellte den leitenden Grundsatz auf, dass die Verkaufspreise für Erzeugnisse des Schweizerbodens nicht durch die ungezügelter Konkurrenz der freien Einfuhr bestimmt sein dürften, sondern dass sie sich nach den normalen Produktionskosten im Inland richten sollten. Um diese Erzeugungskosten einwandfrei festzustellen, begann er das Meisterwerk: die Kontrolle von Buchhaltungen über die Rentabilität der schweizerischen Landwirtschaft zu ermöglichen.

Auch hat Prof. Dr. Laur eine grosse Tätigkeit auf dem Gebiet der Verbesserung der Technik des Landbaues und der Ausdehnung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens entwickelt, nicht zuletzt auch als Professor an der ETH in Zürich.

In seinen „Erinnerungen eines schweizerischen Bauernführers“ schreibt Prof. Laur:

„Es war ein inhaltsreiches Leben, das von Arbeit, Kampf und Streit erfüllt gewesen ist. Dennoch habe ich wenig persönliche Feinde und nur vereinzelt gehässige Gegner gehabt. Dank und Anerkennung sind mir in überreichem Mass zuteil geworden. In meinem Arbeitszimmer in Effingen steht eine grosse gemalte Bauerntruhe; sie ist angefüllt mit Ehrenurkunden aller Art des In- und Auslandes. Die schönste Auszeichnung aber war das Vertrauen und die Liebe, die mir die Bauern entgegenbrachten.“

Im Garten

Von Erika Jensch

Cornelius Schultweg führte an einem Garten vorbei, der hinter einem mächtigen schmiedeeisernen Gitter verborgen lag. Tausend Blütenwunder, die den Boden bedeckten, blühten im Frühling, wenn die Rotkleeblüten in zauberhafter Pracht aufblühten. Goldregensträucher gleich vom Himmel gefallenen Sonnen durch grünes Laub funkelten und betörendes Fliederduft sanften Wellen bis auf die Strasse trugen. Aber kaum einen Tag, an dem das Mädchen nicht stehen blieb, das schüchtern Gesichtlein verlangend an die tremelnden Eisenstäbe presste und versuchte, sich möglichst von all dem Duft und Klang zu erhaschen zu können.

Einmal durch diesen Garten gehen dürfen, dachte es immer wieder schmerzhaft, ein einziges Mal durch diesen Garten schreiten und seine Schönheit aus der Natur bestaunen dürfen! Dieser Wunsch war mit der Zeit so stark und beherrschend, dass Cornelia ihm zuletzt nicht zu widerstehen vermochte. Eines Nachmittags, als der Sommer in flimmernder Hitze lag, legte sie zitternd die Hand auf die Klinke des schweren Gittertores und

suchte, sie niederzudrücken. Sie hatte nichts Böses im Sinn, nein. Nur ein allererstes Mal durch diesen Zaubergarten gehen wollte sie und nachher zufrieden sein. Aber all ihr Mühen war vergebens; streng und trennend ragten die Eisenstäbe und gaben nicht das kleinste Spältlein frei.

„Warum haben wir nicht ebenfalls darauf ihren Vater, als sie an seiner Hand bürschte in zauberhafter Pracht aufblühten. Goldregensträucher gleich vom Himmel gefallenen Sonnen durch grünes Laub funkelten und betörendes Fliederduft sanften Wellen bis auf die Strasse trugen. Aber kaum einen Tag, an dem das Mädchen nicht stehen blieb, das schüchtern Gesichtlein verlangend an die tremelnden Eisenstäbe presste und versuchte, sich möglichst von all dem Duft und Klang zu erhaschen zu können.“

Nicht allen Menschen ist es vergönnt, Gärten zu besitzen, versuchte er sie zu trösten. „Das ist nun einmal so auf der Welt. Aber haben wir nicht den Wald; auf sonnigen schönen, dunkelgrünen Wald, den Blumen blühen? Gehören uns nicht die Wieser voller Blumenduft, der Bach, der merkt?“

Natürlich, der Vater hatte recht, Cornelia wusste es wohl. Sie liebte den Wald mit seinen heimlichen Verstecken, die Weite und den Duft reifer Felder, und dennoch betete sie an jenem Abend: „Lieber Gott, lass mich doch einmal durch den wunderschönen Garten gehen, ein allereinziges Mal nur, ich bitte Dich ja so sehr!“

So vergingen die Jahre und aus dem kleinen Mädchen mit den honiggelben Zöpfen wurde eine grosse Cornelia, die in die weite Welt hinausging. Hatte sie nicht in unzähligen Stunden von einer unbekannten Ferne, von verlorenen Küsten und wildbewegten Wassern geträumt? Nun fuhr sie über Meere, deren Unendlichkeit sie erschreckte, wanderte durch Städte, in denen sie nicht heimisch werden konnte und lebte an der Seite von Menschen, die nichts von ihrem innersten Wesen erahnten und ihr deshalb gleichgültig blieben.

Eines Tages jedoch begegnete ihr Clem. Seine Freundschaft war wie Ausruhen nach endlosen Irrfahrten, war wie Heimfinden nach einer langen Reise. Das Schönste aber war, dass sie in Clem keinen Fremden, sondern einen Gefährten der Heimat fand. Wenn sie miteinander von der lieben alten Stadt sprachen, die flussumrauscht unter einem heiteren Himmel lag, dann fragte sich Cornelia oft, weshalb wohl der Drang, der sie in die Weite getrieben, so stark zwingend gewesen war. Als aber Clem, dessen Aufenthalt in der Fremde seinem Ende entgegenging, sie bat, mit ihm zurückzukehren und seine Frau zu werden, da wurde es ihr leicht, alle hochfliegenden Pläne hinter sich zu lassen und der lockenden Welt Lebewohl zu sagen.

So kehrten sie miteinander in die Hei-

mat zurück; Cornelia schritt durch die Strassen, die altvertrauten, und ihr war, als sei ihr Herz niemals richtig fort gewesen. Noch dufteten die Linden am alten Weg, noch legte die Sonne einen dunklen Goldton über rissiges Gemäuer und in der Tiefe, da rauschte der grüne Fluss. Dann aber geschah das Wunderbare: Clem führte sie durch ein altes, schmiedeeisernes Gitter in einen Garten, der in frühlinghaftem Glanz und Blüten lag. Es war derselbe Garten, vor dem sie als kleines Mädchen so unzählige Male verlangend gestanden, nach dessen Schönheit sie sich gesehnt hatte. Jetzt, viele Jahre später, nachdem ihr heisser Wunsch längst gestorben und ausgelöscht war, sollte das verbotene Paradies ihrer Kindheit ihr zur Heimat werden. Und während Clem von alten Erinnerungen erzählte und von einer heiteren Zukunft zu zweit, versuchte Cornelia jene stürmische Freude heraufzubeschwören, die sie wohl damals empfunden hätte, wenn ihr Sehnen erfüllt worden wäre. Aber es wollte ihr nicht so recht gelingen. Als jedoch Clem zärtlich seinen Arm um ihre Schultern legte und zu ihr niederlächelte, da lächelte sie zurück; glücklich, ein wenig ungläubig und voll tiefen Staunens, dass ihr kindliches Gebet dennoch bis zum lieben Gott gedrungen und nach langen Zeiten des Vergessens von ihm erhört worden war.